Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 15 (1935-1936)

Heft: 9

Artikel: Die Gefahr des Provinzialismus im schweizerischen Geistesleben

Autor: Meier, Konrad

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-158048

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 27.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mächte ungern erlauben. Aber wir werden den Kampf gemeinsam durchzuhalten wissen, weil wir alle uns bewußt sind, daß es dann um eine geschichtliche Etappe der schweizerischen Existenz geht. Im Kampf um die Wiedererringung der schweizerischen Freiheit und Unabhängigkeit aber wird uns kein Opser zu groß sein.

Die Gesahr des Provinzialismus im schweize= rischen Geistesleben.

Bon Konrad Meier.

In Mr. 2042 der "Neuen Zürcher Zeitung" wird über einen Bortrag be-Vrichtet, ben Dr. Zinsli aus Chur in ber "Gesellschaft für beutsche Sprache und Literatur" in Zürich gehalten habe. Der Bortragende wir folgen immer dem Zeitungsbericht und machen stillschweigend den Borbehalt von bessen Treue — polemisierte darin gegen ein reichsdeutsches Buch, welches die alte These vom Nationalstaats-Jdeal und von der rest= losen Bestimmung der Geisteskultur durch die Sprachzugehörigkeit wieder einmal ausführt, durchbrochen von einigen Zugeständnissen an die modiichen, mit diesen Grundsäten aber nicht ganz in Ginklang stehenden Prinzipien von Blut und Rasse. Der Vortragende lehnte die Anwendung dieser Theorie auf das Berhältnis Deutschland-Schweiz ab, und zwar mit folgenden Beweisgründen: "Muttersprache ift nicht Schriftsprache, sondern Mundart, Umgangssprache . . . Und welcher Deutschschweizer würde nicht in der politischen Nordgrenze unseres Landes auch die ungefähre Sprachgrenze sehen, wenn von Muttersprache die Rede ift? Der Gedanke der Sprache als bilbender Kraft ist nicht neu. Schon Herder hat sich damit beschäftigt. Aus der Erkenntnis des Zusammenhangs von Sprache und Volkstum heraus ist 1862 der Grundstein zum Schweizerischen Idiotifon, unserem Dialektwörterbuch, gelegt worden. Es handelt sich hier um lebendige Sprache, sogar um Sprache als aktive Kraft."

Eine von den Zeitumständen nahegelegte Begriffsproblematik scheint hier charakteristischen Ausdruck zu sinden, die wegen ihrer Folgenschwere wohl verdient, einmal näher beleuchtet zu werden. Es entspricht zweisellos dem augenblicklichen, stark politisch bestimmten Sprachempfinden in der deutschen Schweiz, eine Volkstumsgrenze am Rhein zu sehen (jedoch nicht an der Saane). Auf dieser Grundlage schweizerdeutschen Selbständigkeit scheint der Vortragende die Grundidee jenes reichsdeutschen Buches, daß Sprache Volkstum, und Volkstum Staat bestimmt, sich zu eigen zu machen. Zu Ende gedacht, können solche tagesbedingte Empfindungen unserwartete Ergebnisse nach sich ziehen.

Un sich betrachtet, ift die politische Grenze der Schweiz wirkliche Sprachgrenze nur streckenweise im Suden, hier allerdings in der mannigfachsten Weise, nämlich als Sprachgrenze zwischen Deutsch und Französisch (Frankoprovençalisch), Deutsch und Stalienisch, Romanisch und Stalienisch, Romanisch und Deutsch. Nur auf eine ganz kleine Strecke im Pruntruter Bipfel ist die Nordgrenze der Schweiz auch einmal Sprachgrenze, nämlich zwischen Französisch und Deutsch. Ganz besonders ist von da nach Often, zwischen der elfässischen Ill und der vorarlbergischen Ill, die Landesgrenze nirgends auch nur Mundartgrenze. Nur allerdings wird die Landesgrenze sprachlich hier dadurch bedeutsam, daß die verschiedene Rolle der Mundart und der Schriftsprache zwischen Elfaß, Oberbaden, Bodensee-Nordufer, Borarlberg und beutscher Schweiz eine gewisse Grenze der Sprachgewohnheiten mit sich bringt. In der deutschen Schweiz ist ein gewisser Ausgleich der Mundarten auf ein Gemeinschweizerdeutsch hin im Gange, in Vorarlberg und in der baprischen Bodenseegegend zieht die staatliche Zugehörigkeit einen leichten bajuwarischen Firnis über die bodenständige Mundart, wenigstens in den Städten, und im Elfag farbt wiederum die Berbreitung des Französischen die deutsche Mundart in besonderer Beise. Derart kann man mit einiger Mühe die nördliche Landesgrenze als eine Art Sprachgrenze bezeichnen.

Aber wenn das schon gegenüber der Mundart problematisch ist, so tann es überhaupt nur aufrecht erhalten werden, wenn bas Schriftbeutsche von vorneherein aus dem Betracht ausscheidet. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß auch diese Ausscheidungsidee heute in weiten deutsch= schweizerischen Kreisen wenigstens gefühlsmäßig volles Verständnis findet. Schon der Versuch jenes Vortrages, von dem wir ausgingen, dem Hochdeutschen den Chrentitel "Muttersprache" zu entziehen (weil die ersten Laute, die das Kind lernt, zweifellos nicht der Hochsprache angehören), weist dahin. Noch weiter ging neulich ein Beiträger in einer andern Bürcher Zeitung, der dazu noch eine Verteidigung des Sochdeutschen gegen den Führer jener Sekte unternahm, deren Glaubensbekenntnis und Lebensinhalt durch die Wörter Perron, Chargé und Telephonabonnent umrissen ift. Er bezeichnete das Hochdeutsche u. a. ohne weiteres als Fremdsprache, als eine Art notwendiges übel. Falls man versucht, solche Einstellungen vernünftig zu ihstematisieren, so kommt man auf einen Standpunkt, ber einerseits ganz in der Boden- und Blutgebundenheit verharrt, deren Zwangsläufigkeit die Mundart bestimmt. Andererseits strebt man von ba aus für die unentbehrlichen Bezirke freierer Geistigkeit eine rein rationale und aus rein praktischen Gründen erfolgende Wahl des Sprachmediums an. Geschichtliche Gründe werden hier das rein Esperantohafte dieser Wahl zu Gunften des Sochdeutschen brechen; aber jedenfalls ergibt sich so ein völlig gemütloses Berhältnis jum Schriftbeutschen, bas nach Laune korrumpiert oder durch andere Sprachen ersetzt werden kann. Es ist dann nur noch ein Schritt bis zum frangösischen Standpunkt den Minderheiten und den eigenen Mundarten gegenüber, der es selbstverständlich sindet, daß das gemeine "Patois" oder "Parler" des Alltags, welcher Herstunft auch immer, für bildungsmäßige oder geschliffenere Gegenstände durch das Französische, die Sprache der Vernunft und Freiheit überlagert wird, welcher die freischwebende Rationalität Wesenss und Bildungsgeset ist. Doch wird heute ohne politischen Druck niemand so leicht dis zu einem solchen Extrem gehen, umsomehr, als es in der deutschen Schweiz praktisch zu absurden Folgerungen sühren würde. Aber das Wesentliche ist, daß alle diesenigen Geister, die sich in den dumpfen Bezirken von Blut und Boden wohl sühlen, eben nicht zur grundsählichen Klarheit sich hergeben wollen. Insolgedessen bleibt es meist dabei, daß man das Gebiet der Mundart möglichst auszudehnen trachtet, im übrigen aber, da man das Schriftdeutsche nicht ganz ausschalten kann, wenigstens darauf sieht, es möglichst schlecht zu reden und zu schreiben.

Es ift beinahe erschütternd, solchen Dingen einmal einen Ramen wie Gottfried Reller entgegen zu halten. Es ist dies zweifellos ein Zeichen für eine bedenkliche Entwicklung, die näher untersucht werden müßte: Ein Bolk hat einen Geist von dieser Bürde hervorgebracht, in dem es sich nach seinem innersten Besen erkennen kann, allerdings nicht roh photographiert, sondern ohne Wesensverluft zu einer Welthaftigkeit im besten und bewahrheitenosten Sinne emporgehoben, und empfindet nun beffen Sprache, das unverwechselbare Rleid dieser Deutung der deutschschweizeri= ichen Volksart weithin als Fremdsprache. Es tann teinem Zweifel unterliegen, daß Gottfried Reller nicht aus praktischen ober rein tatsächlichen ober hiftorischen Bründen sich dieser Sprache bediente, sondern er wohnte in ihrem innersten Burzelpunkte und ging auf allen ihren Begen bis in die feinsten Berzweigungen ihres saftvollen und in die Lüfte schwingenden Stammes ohne Bermittler, ohne Ressentiment mit ihr um. Es ist nicht zuviel gesagt, daß Reller nächst Luther und Goethe der größte Meister beutscher Proja ift, und eben nicht aus einem abstrakten Runft= und Form= begriff, sondern aus dem mittelften Leben dieser Sprache überhaupt. Seine Sprache nährt sich wohl in jedem Atemzug und jedem Schritt aus der Mundart, aber sie ist nicht Mundart und will es auch nicht sein. Reller geht soweit, in einer Novelle, die vielleicht die schönste deutscher Sprache überhaupt ift, seine Selbin "Brenchen" statt "Breneli" zu taufen. Es sieht beinahe jo aus, als habe er diesen traffen Berftoß gegen die Birklich= feitstreue heimatlicher Biologie — der keineswegs allein steht — fast mit Bleiß vorgenommen, um zu zeigen, wie sehr einer fast preziosen Abstand zu solchen hunderprozentig echten Rleinigkeiten halten tann, wenn ihm das Beimatliche in seinem Aufwachsen zum Weltmäßigen so durch alle Abern rinnt. Hat einer diese geistig-sinnliche Einheit von Innesein und Abstandnicht, so kann das Ruhwarme des Lokalcharakters sie nicht erseten. Und auch die Mundart, die jede entferntere Prägung äußerlich fernhält, wird bann nicht die Echtheit und Rraft des Bodens in das Gemächte hineinziehen

tonnen. Es wird tropdem alles nur Papier bleiben, blaffes Allerwelts= wesen, Zeitungssprache, die ebenso gut mit geringem Rulissenwechsel an einem andern Bunkte des Erdballs geschrieben sein könnte. Es ist die Frage, ob heute überhaupt noch jemand die Macht hatte, Stoffe von umfassend menschlicher Bedeutsamkeit, geschichtliche und in weiten geistigen Zusammenhänge lebende Gegenstände in der Mundart zu behandeln - so näm= lich, daß es sich nicht nur wie übersetzung aus der Schriftsprache liest. Geht man über den Bezirk hinaus, in welchem die Mundart heute noch schöpferisch und unersetzlich ist, so wird sich einfach ein blutloser Lokal= jargon ergeben, der von der Schriftsprache das Blaffe und von der Mundart bas Dumpfe hat, das Starke beiber aber nicht. Man sucht bas Einfache und findet nur das Banale. Es ift wohl tein Zufall, keine bloß äußere Anpaffung, daß felbst Gotthelf nicht in reiner Mundart schrieb. Die 3miichensprache, die er sich schuf, ist eine einmalige Sache, welche seinen Stoffen irgendwie angegossen ist, aber nicht nachgeahmt und nicht fünstlich her= vorgebracht werden fann.

Es erfüllt sich also hier das Schicksal, welches allem bewußten Sichbinden an Umftande beschieden ift, die nur im Inftinktiven ihre Wahrheit haben. Will man eine bestimmte Abgrenzung (welche im vorliegenden Falle gerade dazu dienen soll, sich gegen einen falsch naturhaften Standpunkt zu sichern) allein badurch erreichen, daß man Natur gegen Natur sett, so ift im letten Grunde wenig gewonnen, und es bleibt immer diese Befahr, daß schließlich das Bolt der engbruftigen Räume mude wird und sich doch schließlich berjenigen Natureinheit zuwendet, die wenigstens eine gemisse Weite und Möglichkeit fernerer Ausweitung hat. Im neuen Sahrbuch der "Reuhelvetischen Gesellschaft" findet sich der (fast restlos spaßhafte) Beitrag eines seit vielen Jahren erprobten Deutschenfeindes, der hier unternimmt, die heutigen Probleme schweizerischer Geisteskultur dadurch zu lösen, daß er die kulturelle Berbindung mit Deutschland von je her als eine Lappalie hinftellt. Wie fehr fein Unterfangen weniger von Sorge um die Demokratie als von rein gefühlsmäßigen Parteinahmen abhängt, zeigt sich schon barin, daß er den heutigen Stalienern "bemokratischen Geist" bezeugt und auf Grund desselben die Berbindung der Schweiz mit ihnen bejaht. Er fagt: "Der Rulturbestandteil der Sprache wird noch daburch eingeschränkt, daß das Hochdeutsche uns, deren Muttersprache die alleman= nische Mundart ist, nur als Schriftsprache dient, und daher, als hauptjächlich eine Bildungsangelegenheit, unsere Gesamtkultur ebenso wenig entscheidend bestimmt, als etwa die zeitweilige Berwendung des Lateinischen ober Französischen als Schriftsprache die Deutschen latinisiert hat." Also Bildungsangelegenheiten bestimmen die schweizerische Gesamtkultur nicht entscheidend. Das ift der Blut- und Boden-Standpunkt in Reinkultur, die Unbeträchtlichkeitserklärung gegen die Intelligenzbestie.

Noch nirgends ist aus einer sentimentalen und vorbehaltlosen Verherrlichung des sprachlichen und sonstigen Instinktbereiches, des Einfachen und Natürlichen dieses wirklich hervorgegangen. Was sich daraus zu ergeben pflegt, ift nur der Sonntag-Nachmittags-Ritsch des Kleinbürgers, derjenigen Schicht, welche die allergeringste Verbundenheit organischer Natur mit dem Boden hat. Diese Kreise wünschen wohl zu Zeiten und immer wieder fich in diesen gefühlvollen Begirten zu bewegen: fie haben Stunden, wo ihnen die Ausschlieflichkeit von Fahnenschwingen und Sandorgelmusik, Jodeln und Alphornblasen in möglichst variétémäßiger Aufmachung als etwas ungemein Erhebendes und patriotisch Befriedigendes erscheint. Aber einsperren laffen fie fich ba auch nicht. Eine Stunde später wollen fie bas absolut Weltumspannende verwaschenen Großstadtwesens: schlechten Rino, erotische Magazine und Rurzgeschichten mit Grafen und Baronen. Beides find Fehlleitungen, die sich gegenseitig bedingen und erganzen. Mit echter Bolkstumspflege, die nicht aus Ressentiment heraus geschieht, und nicht beansprucht, den ganzen Beift in sich einzufangen, hat jenes so wenig zu tun, wie die fes mit echter Beltläufigkeit, die fich in jedem Augenblide vom Volkstumhaften ruhig tragen läßt und mit dessen Uber-sich-hinausführen zum Menschlichen seine eigentliche Meinung erfüllt. Selbstverständlich ist die echte Verbindung der beiden Seiten für ein kleines Volk schwieriger zu finden. Die kleineren flawischen Rulturen 3. B., welche in besonderem Mage am Biderfpruch zu sich selbst tamen, haben immer noch jene überstarke Herausstellung des rein Bolkstumsmäßigen, das einen Augenblick wohl hinreißen kann mit seinem stark gemeinschaftsbilbenben und haltenden Element, aber auf die Dauer allein doch nicht ausfüllt. Nur die großen Kulturen können in Ruhe darauf verzichten, sich in jedem Augenblick abzugrenzen, mit Gewalt anders zu fein, können einfach menschlich sein und doch in der Tiefe des Menschlichen ihre Eigenart rein, bedeutend und geistig ausprägen. Gin Beispiel für eine Entartung jener Art ist auch weithin die kulturelle, aus der Lage heraus ftark politisch bestimmte Pflege bes Grenz- und Auslandsdeutschtums nach dem Rriege. Immer wieder ließ sich hier beobachten, wie fehr in solchen Fällen die Gefahr droht, die Autonomie des Geiftigen, welche allein Rultur ergibt, durch das dauernde Hinschielen auf die Gewinnung klarer kultureller Abgrenzungen und Parolen zu schädigen. Solches hinschielen auf Abgrenzung wird auf die Dauer unbedingt eine Schädigung und Berengerung bes Beiftig-Schöpferiichen hervorrufen. Als Beleg eines hier möglichen Gegenfates wollen wir nur einen Sat anführen, den wir neulich in einer Rritit der in Burich aufgeführten Operette "Hopfa", welche von einem schweizerischen Komponisten und Librettisten stammt, in ben "Baster Nachrichten" fanden: "Die Frage nach der nationalen Authentizität wird übrigens hinfällig in Anbetracht der musikalischen Qualität des Werkes."

Soweit sich hier also nicht weiterkommen läßt (vielleicht denkt auch gelegentlich einmal jemand an die — beklagenswerte — Ausrottung der Mundart in den protestantischen Kantonen der Westschweiz), sucht man nun in wenig klarer Weise einen Ausweg, indem man heute die Schaffung

einer schweizerischen Einheitsfultur verlangt ober anderwärts jogar ichon ihr Bestehen feststellt. Selbstverständlich ist auch darin besonders angesichts der heutigen Lage ein berechtigter Kern. Wenn auch die Schweiz wesentlich und zulet auf dem übereinstimmenden politischen Willen ihrer Stämme und Nationalitäten ruht, so ist doch die Notwendigkeit vorhan= ben, daß dieser Wille auch kulturell wirksam und ausgewertet werde. Zweifellos ist die Grundlage dafür befonders in zwei hinsichten in gewissem Grade vorhanden und könnte noch verstärkt werden: 1. darin, daß fast durchgängig eine Schätzung der Demokratie, und 2. darin, daß ein Interesse für das kulturelle Leben der andern Nationalitäten festzustellen ift. Aber auch hier find die Grenzen von der Sache selbst vorbestimmt. Nicht nur hat es keinen Wert, die Augen darüber zu schließen, daß minbestens der zweite dieser Punkte nur sehr unvollkommen erfüllt ift. Damit das Ideal der kulturellen Wechselbeziehung in dem Mage kulturell fruchtbar und ein Anlaß zu Selbstbefriedigung werden tonnte, wie er vielfach angenommen wird, mußte wohl auch in der französischen Schweiz ein Interesse und eine Achtung für das deutsche Sprach- und Rulturleben vorhanden sein, das sich bemjenigen, welches in der deutschen Schweiz für die französische Sprache und Rultur lebt, auch nur von weitem annäherte. Der Leser möge selbst beantworten, ob sich das bejahen läßt. Und die zweite Grenze ift die, daß auf diesem Bege gleichfalls eine Berabsetzung aller Magstäbe droht. Erstens ist Gefahr, daß durch die Ignorierung der dreifach verschiedenen Sprachbezogenheit ein ganz tiefer kulturbildender Faktor unterschätzt werde und sich die schweizerische Einheitskultur auf bem geringsten gemeinsamen Renner der drei großen Sprachkulturen bilde. Und damit ist zweitens auch hier schon die Befürchtung gegeben, daß die letten Größenordnungen beiseite geschoben und dafür dasjenige angenommen und proklamiert wird, was nun eben in den teilweise doch recht kleinen Rulturgebieten der Schweiz gerade vorhanden ist. Wenn z. B. einem Deutschschweizer zugemutet wird, wie das wirklich geschieht, den — gewiß sehr fähigen — Dichter Chiesa als sein Innerstes zu erkennen, dafür ihm aber die großen deutschen Dichter in den großen Topf der "Ausländer" verwiesen werden, der sich von Indien bis Amerika rundet — so wird das dem schweizerischen Kulturleben kaum zur Bertiefung dienen. Es hat geringen Zweck, über diese Dinge zu diskutieren; man mußte sie einfach sich auswirken lassen; der Erfolg würde beklagenswert sein.

Es ist eben doch so, daß die kulturelle und geistige Lage der Schweiz in keiner Weise einsach ist. Wer sie einsach sehen will, wird zu Scheinslösungen gelangen, welche auf die Dauer zusammenbrechen und viel Unsentbehrliches unter sich begraben werden.

Daß eine gewisse Abgrenzung gegen das Ausland heute unentbehrlich ist, darüber dürste keine Erörterung möglich sein. Aber sie hebt die Doppelsgesichtigkeit des Problems nicht auf. Wir möchten in diesem Sinne etwa auf das Vorwort zu dem erwähnten Jahrbuch der "Neuhelvetischen Gesells

schaft" hinweisen, in welchem Hans Nabholz in billigenswerter, ja treff= licher Beise ein Programm für solche Zweiseitigkeit zeichnet. Leider wird dieses Programm in dem Bande selbst nicht durchwegs innegehalten, sondern es lebt sich da mancher leichtherzige Drang aus, die Dinge übers Anie ju brechen, wo sie vielfältig verschränkt sind. Gerade die eigenartige Bebrochenheit des Schweizers, die Tatsache, daß Staatlichkeit und Kultureinheit sich teilweise durchschneiden, könnte, zu Ende gedacht und gelebt, zu jener wirklich europäischen Gesinnung führen, die die eindeutige Beziehung auf alle anspruchsberechtigten Zugehörigkeiten nicht aus-, sondern einschlösse. Das Schlimme ift, daß diese Gesinnung weithin heute als in einer naturhaften Beise vorhanden angesehen wird und sich dann höchst naiv mit einem Nationalismus vereinerleit, ber schon bald an Chauvinismus grenzt. Und es wäre ein Frrtum, anzunehmen, daß diefer Nationalismus wegen einiger pseudoeuropäischer Rebensarten irgendwie weniger häßlich ift, als er sonst in Europa ist. Selbstbeweihräucherung und Konstituierung bes Abjektives, das vom Landesnamen abgeleitet ift, als eines Absolutums an Wert und Qualität bis ins Handelsleben hinein führt nirgends zu etwas anderem als zur Senkung der Qualität und zum Hereindrängen von Minberwertigen, die aus ihren richtigen Großmüttern die Erlaubnis herleiten, sich jebe eigene Bemühung zu ersparen.

Ein echtes Nationalgefühl dagegen wird immer auch am Abstand, auch an der Rritik sich selbst gegenüber jum frohen Bewußtsein der eigenen Art und bes eigenen Wertes gelangen. So muffen wir fagen, bag bestimmte Entwicklungen des schweizerischen Humors, der Satire auch politischer Art, wie sie gerade in letter Zeit hie und da auftreten, uns weit mehr von Tatsache und Wert dieser Eigenart überzeugt haben als ein ungesalzener Rationalismus, ber bor mehr ober minder primitiven Manifestationen seiner Naturtiefe humorlos und feierlich auf den Anien und auf der Lauer liegt. Da kommen dann auch Schwächen und Fehler reichlich zu Worte, aber das Gesamtbild ift bann boch ein substantielleres, als wenn man sich selber jo tragisch nimmt, daß man die eigene Art so aufzublähen trachtet, bis sie alles Absolute und Höchstwertige umfaßt. Geistige Autartie ift genau so absurd und zerstörerisch wie die heute teils zwangsläufig, teils aus Profitlichkeit sich ausbreitende Wirtschafts-Autarkie. Auch die großen Bewußtwerdungen der Volksarten in der Weltgeschichte waren immer gemischt aus Selbstbejahung und Selbstverneinung. Natürlich wog die Bejahung vor, aber sie erhielt erst ihr Profil durch die Berneinung, und immer war es so, daß dabei das Eigene nicht als eine naturwissenschaftliche Tatsache ober zu politischen Zweden entbedt wurde, sondern als eine und anläglich einer neuen Dimension des Menschentums. Und das große und ernstlich aus den menschlichen Problemen herausgerungene Zusichselbstkommen der europäischen Hauptkulturen beschenkte auch objektiv die Menschheit jedes= mal mit einer neuen Ebene.